

Der Briefmarder Kalab

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **143 (1864)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373217>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Briefmarder Kalab.

So groß die Untreue des Bankassiers von Zürich, dessen Geschichte der Kalender oben erzählt hat, und so bedeutend die von ihm verübten Unterschlagungen waren, so tritt doch dieser unglückliche, im Zuchthaus gefangene Greis und seine Vergehen noch weit zurück hinter der Schändlichkeit eines Charakters und der Gemeinschädlichkeit der Vergehen eines Menschen, dessen Thun und Treiben wir jetzt erzählen wollen.

In der mehr als eine halbe Million Menschen zählenden Hauptstadt des Kaiserreichs Oesterreich, in Wien, hat der Verkehr sich aufs großartigste entwickelt, so daß das diesen außerordentlichen Verkehrsbedürfnissen dienende Hauptpostamt der Stadt in derselben Abtheilung allein, der die Besorgung und Expedition der Briefe (ausschließlich der Fahrpoststücke) obliegt, die Thätigkeit von nahezu tausend Beamten und Dienern in Anspruch nimmt. Wien zählt in seinen Vorstädten und in den zum Bestellungsbezirk des Hauptpostamtes der Stadt gehörigen nahe gelegenen Dörfern mehr als 50 Postexpeditionen. Täglich laufen von dort zwischen 40 und 50,000 Briefe bei dem Centralbriefaufgabensamt ein, die sieben Mal an jedem Tage von Briefträgern aus den Briefkästen abgeholt und in eigenen Omnibuswagen aus den verschiedenen Expeditionen nach dem Hauptpostamt geführt, hier ausgelesen (sortirt), dann mittelst eines Zugwerks ins Expeditionsamt geschafft und dort nach allen Weltgegenden weiter spedirt werden.

Es versteht sich von selber, daß diese Unmasse von Briefen und ihre Besorgung die angestrengteste Thätigkeit der Beamten erfordert. Außerdem aber nimmt noch die Uebernahme der rekommandirten und ins Ausland gehenden frankirten Briefe, sowie der Verkauf der Briefmarken an Privatpersonen sowohl als im Großen an die Briefmarkenverschleißer, endlich die Besorgung der sogenannten Landbriefe, d. h. der Briefpakete aus der Umgebung Wien's, die Kräfte der Stadtpostverwaltung in Anspruch.

Zu den letzten Berrichtungen allein sind 17 Beamte erforderlich, welche durch zwei vorgesezte Kontroloure von früh 7 Uhr bis Abends 10 Uhr überwacht werden.

Einer dieser 17 Beamten, und zwar zunächst bei

dem Markengrosverschleiß angestellt, war der Postbeamte Kalab.

Karl Kalab, 1830 zu Olmütz in Mähren geboren, der Sohn eines verschuldeten Lottokollektors, von mittelmäßigen Anlagen, widmete sich dem Postfach und wurde, nachdem er in Mähren und dann in Ungarn Postdienste geleistet hatte, 1853 in Wien angestellt. Hier sollte Karl seinen erkrankten Vater unterstützen. Er that dies, soweit es bei einem Monatsgehalt von 20 Gulden möglich war; redlich theilte er mit den Seinigen die Sorge für das tägliche Brod, war mäßig in seinen Bedürfnissen, bescheiden in seinen Ansprüchen. Pünktlich im Dienste, zuvorkommend gegen das Publikum, in allen Stücken eifrig und genau, erwarb er sich schnell das volle Vertrauen seiner Vorgesetzten. Im September 1854 erhielt Kalab einen Gehalt von 420 fl. als Gehülfe beim kaiserlich königlichen Hauptpostamte in Wien, mit der Aussicht, bei fernerm Wohlverhalten mit einer Erhöhung seiner Besoldung bedacht zu werden.

Dieser Wohlthat suchte Karl Kalab nach allen seinen Kräften theilhaftig zu werden.

Er besorgte nicht nur aufs pünktlichste seinen Dienst als Aufseher bei dem Markengrosverschleiß; er half überall aus, wo immer er konnte: beim Kleinverkauf der Briefmarken an Privaten, beim Sortiren der Briefe, bei der Uebernahme der frankirten Briefe am Frankoschalter, bei der Beantwortung von Reklamationen, bei der Uebernahme der „Landbriefe“, — kurz, Kalab wurde der thätigste Postbeamte, den man finden konnte. Besonders häufig erbot er sich, an Sonn- und Feiertagen des Nachmittags für Andere den Frankodienst am Schalter zu versehen.

Gleichwohl genoß Kalab keineswegs die Liebe seiner Kollegen. Der junge Mann mit seinem unheimlichen Aussehen, den Kopf zwischen den Schultern, dem fahlen, länglichten Gesicht, dem pechschwarzen, stehenden Auge, dem gekrümmten Rücken, war ebenso unterwürfig und unterthänig gegen seine Vorgesetzten, als unfreundlich und boshaft gegen seine Nebenangestellten. Er machte sich lustig über ihre Versehen und denunzirte sie nach Kräften bei den Oberen.

So giengen die Dinge mehrere Jahre fort;

Kalab galt auf dem Hauptpostamt von Wien als ein wahrer Schatz an Pflichttreue, Eifer und Gewissenhaftigkeit. Kein Wunder, daß seine Vorgesetzten gerade ihn zu Rathe zogen, als viel häufiger denn früher Beschwerden über verloren gegangene Briefe einliefen und die Behörde in Folge der in beunruhigendem Maße steigenden Klagen besondere Maßregeln gegen die offenbar gewerbsmäßig vorkommenden Entwendungen von Briefen und Paketen ergreifen mußte. Kalab, im Anfang des Jahres 1862 zu einem der zwei Kontrolleure ernannt, welche, wie wir oben gesehen, die verschiedenartigsten Angestellten zu überwachen hatten, bewies auch in diesem Amt Eifer und Umsicht und ermahnte fortwährend, da er selber die Augen nicht überall haben könne, einige ältere Diener, auf die beim Sortiren thätigen Beamten Achtung zu geben, da die Klagen über das Abhandenkommen von Briefen auf der Post sich in ungewöhnlichem Maße vermehren.

Obwohl kein Mensch einen Schatten von Verdacht auf ihn warf, so fiel doch einigen Beamten auf, daß Kalab beim Sortiren der Briefe öfter eine größere Anzahl solcher in der Hand behielt, oder daß er vom Sortirtisch weg sich schnell nach seinem Schreibtisch begab, um Etwas nachzuschlagen, daß er mit den Briefen in der Hand den übrigen Beamten den Rücken bot und so fort. Am 7. April sah ein Briefträger deutlich, wie Kalab auf seinem Schreibtisch ein Paket Briefe in einen Umschlag wickelte und dann in eine durch eine Klappe verdeckte Deffnung steckte, welche in eine verschlossene Lade dieses Schreibtisches einmündete.

Der Briefträger theilte seine Entdeckung einem andern Beamten mit. Dieser überwachte von nun an das Thun Kalab's genau und bemerkte, daß dieser immer neue Pakete in jenen Laden schob und heimlich wieder daraus entfernte. Jetzt war an der Untreue desselben kaum mehr zu zweifeln. Am 8. April 1862 trat deshalb, unter Zuziehung eines Polizeikommissärs, eine Kommission zusammen, welche Kalab, sobald er im Postgebäude erschien, vorforderte und ihm den Schlüssel zu der fraglichen Lade abnahm. Er erschrak sichtlich und gestand nach kurzem Besinnen, er habe ein Paket durch die Klappe geschoben. Als man die Lade öffnete, fand man darin ein Paket mit 24 Briefen, die

sämmtlich am Tage zuvor aufgegeben worden waren. In dem Arbeitstische Kalab's wurden weitere 44 Brieffpakete entdeckt und Kalab räumte diesen Thatsachen gegenüber ein, daß er allerdings seit den letzten drei Monaten beim Sortiren öfter Briefe entwendet, geöffnet und ihres Inhalts beraubt habe. Er wollte sich auf diese Weise 300 Gulden zugeeignet haben.

Jetzt wurde Kalab in seine Wohnung geführt und diese durchsucht. Vor derselben brach er zusammen und jammerte, er wolle Alles gesteh'n. Kalab wohnte seit einigen Jahren nicht mehr bei seinem Vater; er hatte in der Vorstadt Neubau ein Zimmer gemiethet, das nach dem Hof hinaus lag, sehr eng, sehr klein, nur 15 Schuh lang und kaum 6 Schuh breit war.

In dem Zimmer stand eine Kommode mit 4 Schubladen, ein Spiegel mit Schubfach, ein Stehkasten, ein eiserner Ofen, eine Bettstelle, ein Nachstuhl, ein Lederkoffer und zwei Stühle. Ein Tisch war nicht da. Als man Stehkasten, Koffer und Schubfach im Spiegel öffnete, war Alles vollgestopft mit Brieffpaketen. Man zählte nicht weniger als 1659 Pakete zusammengebundener Briefe! In der Stube standen Schachteln mit Silbergeld und einer großen Menge von Briefen abgelöster Marken, auf dem Stehkasten 20 Flaschen mit kölnischem Wasser. Kleider und Wäsche besaß Kalab fast gar nicht, dagegen fand sich in der Kommode eine große Anzahl schön gebundener Bücher, darunter die Werke von Schiller, Göthe u. A. Man fand ferner eine alte Schere, ein Glas mit aufgelöstem arabischem Gummi und einige Pinsel, auch ein Papiersäckchen mit feinpulverisirtem Gummi. Der in der Mitte des Zimmers stehende Ofen war mit Asche von verbranntem Papier angefüllt, auch zwei große Papiersäcke enthielten dergleichen Asche.

Zwanzig Postbeamte waren zwei Tage lang damit beschäftigt, die bei Kalab vorgefundenen Briefe zu zählen, den Werth der darauf geklebten Frankomarken zu erheben und Zedel mit den Worten: „Unterschlagen gewesen und nun zu Stande gebracht“, darauf zu befestigen, worauf die Briefe an ihre Adressen spedirt wurden.

Die 1659 Pakete enthielten 56,284 uneröffnete Briefe, deren Markenwerth 7943 Gulden betrug; die Briefe waren nach allen Gegenden

der Welt bestimmt. Außer den Briefen wurden bei dem Dieb über 100 Photographien, 78 Broschüren und Bücher jeglichen Inhalts, die unter Kreuzverband versendet worden waren, und viele andere Gegenstände, die man per Post zu versenden pflegt, gefunden.

Die Untersuchung ergab, daß Kalab das schändliche Gewerbe des Briefstehlens höchst wahrscheinlich schon seit 1857 getrieben und daß er im Durchschnitt täglich gewiß mehr als 100 Briefe unterschlagen hatte, so daß man auf die ungeheure Zahl von 200,000 Briefen kommt, die der Verbrecher von jener Zeit an auf dem Hauptpostamt in Wien entwendet haben mochte!

Die Operation Kalab's beim Entwenden des Briefes haben wir oben erzählt. Da Niemand auf ihn Verdacht hatte, war es ihm leicht, die Briefpakete, welche er vorläufig in der Tade und dem Schreibtisch verschloß, in seine Wohnung zu schaffen. Dazu bediente er sich einer Handtasche, mit der er vom Jahr 1856 an täglich ins Bureau kam. Seinen Kameraden sagte er, daß er Flaschen mit Mineralwasser, das ihm zu trinken verordnet sei, in der Tasche habe. In den letzten Jahren brachte er noch außerdem eine geräumige Reisetasche mit und trug in derselben des Abends eine Flasche voll Wasser aus dem Brunnen des Postgebäudes, welches sehr gutes Trinkwasser liefert, nach Hause. Nebenbei war die Reisetasche mit Briefschaften vollgepfropft.

Daheim schloß sich Kalab regelmäßig ein, ließ den Fenstervorhang herunter und brannte bis tief in die Nacht Licht. Den Hausleuten, die oft noch nach Mitternacht das Rascheln von Papier hörten, gab er vor, daß er fremde Sprachen studiere. In der That aber bestanden diese Studien darin, daß er, beutebeladen Abends 8 Uhr in seine Wohnung gekommen, ein Paket Briefe nach dem andern öffnete, legtere ihres Inhalts beraubte, die Marken ablöste und mit den ihm in ungezählter Menge zu Gebot stehenden Papiermassen seinen Ofen heizte. Und zwar heizte Kalab Sommer und Winter, angeblich, weil er gegen die raue Luft äußerst empfindlich wäre, in der That, weil er Sommer und Winter tagtäglich Briefe stahl und verbrannte. Holz kaufte er nie. Waren die Briefe geöffnet, so ordnete Kalab die darin gefundenen Geldbeträge

nach ihrem Werth in verschiedene Schachteln, löste die Frankomarken von den angefeuchteten Briefen ab, rückte das Glas mit dem Gummi zurecht, präparirte die Marken zur nochmaligen Verwendung und räucherte mit kölnischem Wasser, wenn ihm der Geruch des verbrannten Papiers allzu lästig wurde. Ob er bei dieser unheimlichen Arbeit niemals daran dachte, welche Wunden er dem öffentlichen Vertrauen, dem Geschäftsverkehr, dem Familienleben täglich schlug; wie viele Verhältnisse er zerrissen, wie häufig er über Menschen aus allen Klassen Kummer, Sorgen und Elend brachte, wenn er die gestohlenen Briefe zu Tausenden in den Ofen warf?! Morgens früh warf er regelmäßig die Asche der verbrannten Briefe in die Kanäle der Donau. Die von den Briefen abgelösten Briefmarken aber bestrich Kalab wiederum mit Gummi, trocknete, presste, glättete sie von Neuem und verkaufte sie wieder am Frankoschalter des Hauptpostamts, um die damit versehenen Briefe abermals zu stehlen und die Marken vielleicht noch einmal zu verwenden.

In seiner Wohnung fand man noch 800 Stück solcher abgelösten Marken aller Sorten; Kalab selber giebt zu, etwa 600 Gulden durch das Ablösen und Wiederaufleben solcher Marken verdient zu haben; die von der Postbehörde aufgestellte Schadenrechnung aber behauptet, der ungetreue Beamte habe auf diesem Wege allein gegen 10,000 fl. erworben.

So bedeutend indessen die Früchte dieser Manipulation waren, — die Beraubung der Briefe trug Kalab doch noch mehr ein, und zwar lediglich in Folge der Unvorsichtigkeit des Publikums. Nie stahl der Betrüger nämlich rekommandirte Briefe, weil er recht gut wußte, daß solchen Poststücken genau würde nachgefragt werden. Kalab hielt sich nur an Briefe ohne Werthangabe, und war so niederträchtig, namentlich Briefe an Dienstboten und Soldaten zu stehlen, die selten ohne einen Einschluß von 1 oder 2 Gulden ankamen und für die nie Postscheine gelöst wurden. Insbesondere kam ihm der italienische Krieg im Jahr 1859 zu Statten, in welchem Hunderte an die ihnen verwandten oder befreundeten Krieger Briefe mit einigen Gulden absandten, die nie in die Hände der armen Soldaten gelangten.

Und so enorm war die Ausbeute der gestohlenen Poststücke, daß Kalab, der von Hause bekanntlich blutarm war und einen äußerst geringen Gehalt bezog, sich nach und nach nicht nur goldene Uhr nebst Kette und goldene Ringe anschaffte und seine Kaution zurückbezahlte, sondern auch auf einen falschen Namen mehr als 6000 Gulden in zwei Sparkassen legte, ja Grundeigenthum im Werth von 20,000 fl. kaufte, b a r bezahlte und außerdem seine Eltern vom Herbst 1859 an mit monatlich 30 fl. unterstützte!

Ueber diese unverhältnißmäßigen Verwendungen zur Rede gestellt, versuchte Kalab anfänglich, zu behaupten, er habe in der Lotterie gewonnen; als ihm die Unwahrheit dieser Behauptung nachgewiesen wurde, brachte er das alberne Märchen vor, er habe im Jahr 1855 auf der Post einen Griechen kennen gelernt, der ihm 22,000 fl. übergeben habe, um dafür Werthpapiere einzukaufen. Von dieser Summe habe ihm der Grieche später aus lauter Wohlwollen 10,000 fl. geschenkt, werde ihm wohl auch noch den Rest schenken, da derselbe seit Jahren nichts mehr von sich habe hören lassen. Außerdem hatte Kalab rücksichtlich der geständigermassen entwendeten Summen (300 fl. an Geld aus unterschlagenen Briefen und 600 fl. an Freimarken) die Unverschämtheit, zu behaupten, er habe diese Diebstähle nur deswegen verübt, damit die Postaufsicht zum Nutzen des Publikums besser organisirt und die schlecht bezahlten Postbeamten besser bezahlt werden mögen.

Daß die Aufsicht der Post eine sehr mangelhafte, dies geht zwar klar hervor aus dem Jahre lang unentdeckten Treiben Kalab's; diese Thatsache konnte aber am allerwenigsten dem Diebe zu Statten kommen: Kalab wurde von dem Gerichte zu zehn Jahren schweren, in Eisen zu verbüßenden Kerkers verurtheilt.

Verstodt und reuelos betrat Kalab das Zuchthaus und es schmerzte ihn nichts als die Gewißheit, daß er nicht einen Kreuzer von seinem gestohlenen Vermögen werde retten können, da dasselbe auf Anordnung der Gerichte für die Beschädigten verwaltet wird, die ihm wohl nichts davon übrig lassen werden.

In der öffentlichen Verhandlung vor dem Landesgericht begleiteten die sonst so gutmüthigen Wiener die Vorträge des Vertheidigers und die

Lügen des Angeflagten mit Zischen und allen Anzeichen gerechter Erbitterung, und so bleibt auch diesem Schwindler von seinen kolossalen Diebstählen nichts übrig als der Bettelstab, das Zuchthaus und die gerechte Verwünschung der armen Soldaten und Dienstboten, die er betrogen.

Wie tief aber die Verbrechen Kalab's in alle Verhältnisse des Lebens einschnitten, darüber hat die Untersuchung eine Masse trauriger Belege gegeben.

Die Frau eines Beamten in Wien sandte im März 1859 ihrem Mann nach Ungarn 100 fl. und ließ den Brief mit der Bezeichnung „Beschwert mit 100 fl.“ in den nächsten Briefkasten werfen. Der Brief verschwand spurlos; der Mann aber kam in den Schuldenarrest.

Ein Bürger von Wien schickte seiner Frau 100 fl. nach Karlsbad; der Brief ist verloren und die im Bade befindliche Frau geräth in die größten Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten.

Ein in Wien wohnender Bürger von Pesth sandte 200 fl. Miethzins nach Pesth; der Brief kam nicht an; der Diensthote aber, der den Brief zur Post getragen hatte, wurde wegen Verdachts der Unterschlagung des Geldes von seinem Dienste entlassen.

Ein Eisenbahnbeamter in Wien wurde befördert und konnte nun seine Familie nach Wien kommen lassen. Er bestellt Frau und Kinder, die sich nach dem Vater sehnen, an einen bestimmten Ort und reist ihnen voll froher Hoffnungen dahin entgegen. Der Brief war in Kalab's diebische Hände gefallen; der Beamte mußte weiter reisen und traf dann seine Familie unvorbereitet an.

Ein Wirthschaftsbeamter aus der Provinz wurde von dem Herrn des Gutes entlassen, weil er weder Geld noch Brief schickte. Kalab hatte beides gestohlen.

Eine in Kindsnöthen liegende Frau verlangt mittelst Stadtbriefts eine Hebamme „dringend“; der Brief kam erst nach zwei Jahren an.

Bestellungen der verschiedensten Art giengen nicht ab, längst erwartete Waaren trafen nicht ein, Einladungen, Entschuldigungen kamen nicht an, Geschäftsverbindungen lösten sich, Verwirrungen, Verdrießlichkeiten, Störungen aller Art, selbst Feindschaften wurden durch Kalab's frevelhafte Eingriffe erzeugt, Sorgen und Thränen von Tausenden von ihm verschuldet.

Ein Student, der von seinen Eltern aufs dringendste Geld erbeten hatte, um eine Ehrenschuld zu bezahlen, erschloß sich, als das Geld nicht ankam, — Kalab hatte es gestohlen. Ein junger Mann wurde wahnsinnig, weil er verdächtigt wurde, einen Brief mit 400 fl., der nie ankam, unterschlagen zu haben. Kalab hatte ihn gestohlen.

Diese Beispiele könnten ins Unendliche vermehrt werden. Grenzenlos, tausendfältig ist das Unglück, das Kalab erzeugt hat. Solche Verschuldung lastet nicht auf dem Gewissen des Züricher Bankassiers. Dieser Mann hat Niemand unglücklich gemacht als sich selber. Der Wiener Volkswitz aber nennt den heimtückischen, hart-herzigen und bössartigen Dieb nur den Briefsmarder.

Gerechte Klage.

Jemand, der unendliche Mühe gehabt hatte, seinen Kredit aufrecht zu erhalten, erhielt von mehreren Seiten sehr dringende Mahnbrieife, und einige seiner Gläubiger drohten sogar, ihn gerichtlich zu verfolgen. „Ei, zum Henker!“ rief er ärgerlich, „ich habe schon veräußerte Mühe gehabt, Geld aufzutreiben und jetzt soll ich auch noch damit gequält werden, es zurückzugeben!“

Sie wollen ein Friseur sein?

Der Hofmarschall v. M., welcher zu einem großen Essen geladen war, erwartete voll Unruhe den Friseur, den er bestellt hatte, um seine Haare zu schneiden und in Ordnung zu bringen. Ungeduldig zum Fenster hinausschauend sah er einen kleinen Mann in grauem Rock mit eiligen Schritten vorüberlaufen. Es war zwar nicht der erwartete Haarkünstler, allem Anscheine nach indeß ein Kunstgenosse desselben. Er rief ihn daher an, indem er sagte: „Lieber Freund, können Sie mir nicht die Haare schneiden?“ Der Mann sah ihn einen Augenblick verwundert an und sagte dann lächelnd: „Nun, wenn Sie wünschen, recht gern.“ Der Hofmarschall ließ ihn hereinkommen, setzte sich auf den Stuhl und machte sich bereit zur Operation. „Ich habe aber keine Scheere bei mir und muß Sie deshalb um eine bitten“, sagte der Mann im grauen

Rock. Sein Begehrt wurde erfüllt. Er schnitt tapfer in das Haar des Hofmarschalls hinein und sagte nach einiger Zeit mit einer artigen Verbeugung: „Ich bin fertig.“ Herr v. M. stand auf, besah sich im Spiegel und rief erschrocken über die gänzliche Entstellung seines Kopfes ärgerlich aus: „Herr, und Sie wollen ein Friseur sein?“ „Nein,“ entgegnete der Graurock ganz ruhig, „das fällt mir durchaus nicht ein. Ich bin der Professor * * *, aber da Sie wünschten, daß ich Ihnen die Haare schneiden möchte, glaubte ich, daß ich Ihnen den Gefallen wohl thun könnte.“

Eigenthümliche Bekanntschaften.

Neulich geriethen auf einem Markt ein Gärtner und eine Obsthändlerin über einen an sich geringfügigen Gegenstand in einen heftigen Streit. Hierbei entwickelte die Obsthändlerin eine solche staunenswerthe Fertigkeit der Zunge, daß ihr Gegner, dem man es ansah, daß er mehr Grimm in sich trug, als er Worte hervorbringen konnte, bald sich als vollständig geschlagen zurückziehen mußte. Nachdem die über diesen Zank stattgehabte Aufregung verraucht war, trat der Gärtner an die Obsthändlerin heran und sagte in traulichem Tone: „Liebe Frau! Ich bin Wittwer und suche schon lange nach einer Frau, welche die beim Handel so nöthige Geläufigkeit der Zunge besitzt; nun glaube ich, in Ihnen eine solche gefunden zu haben. Wollen Sie meine Frau werden, so lassen wir uns am Sonntag verkünden.“ — Die Frau, ebenfalls ledig und los, zögerte nicht lange und die Heirat wurde bald vollzogen.

Eine Magd, die einen Soldaten zum Geliebten hatte, wurde gefragt, ob er jeden Abend zu ihr an Brunnen komme. Da gab sie zur Antwort: „Nicht immer, manchmal schickt er einen Andern von seiner Kompagnie.“

Der besoffene Säugling.

Der berühmte Berliner Arzt Hoyn, welcher bekanntlich an der Schwäche litt, den Wein so zu lieben, daß er nach dem Essen selten ganz nüchtern war, wurde Abends zu einer Familie gerufen, deren Hausarzt er war und deren Kind an plötzlichen heftigen Krämpfen litt. Hoyn fühlte